

Wie er da auf dem Boden hockt, die Hände vorm Gesicht und die Augen verklebt, da projizieren sich ihm Bilder auf die Innenseite der Lider, da erscheint er sich selbst an dem Tag, an dem er auf der Wiese hinter der Scheune einen kleinen Igel erblickt.

Ein sonnendurchfluteter, warmer Abend ist das, und er sitzt in einem Käfig aus Holz und Draht und unbeschwertem Sein, dreieinhalb unendliche Meter über dem Boden. Keine zehn Jahre alt ist er da, und der Käfig, das zerlöchernte Gestell, das vor ihm die Tauben bewohnt, ist noch fest an seinem Platz, an der Rückseite der alten Scheune, dreieinhalb unendliche Meter über dem Boden, dem Igel, dem Abend, der Welt.

Und so sitzt er da, die zerschundenen Knie auf den rissigen Planken und die Nase durch den Draht in Richtung Sonne gedrückt, und erfreut sich an dem Gedanken, dem kleinen Stachelkerl Gesellschaft zu leisten, sich neben ihn auf die Wiese zu hocken, das Gesicht in der Sonne und die Pfoten im Dreck.

Und so dreht er sich um, springt runter ins Heu und ist gerade dabei, durch eine kleine Kuhle unter dem riesigen, auf ewig geschlossnen Scheunentor ins Freie zu kriechen, als er die Stimme seiner Mutter vernimmt. Es ist die Stimme, die ihn zum Essen ruft. In die falsche Richtung, wie immer. Jetzt ist es an ihm, auch aus dieser zu kommen.

Und so bleibt er unter dem Scheunentor liegen, hebt kurz nur den Kopf und nickt dem Igelchen zu. Dann kriecht er zurück, klopft sich den Dreck aus den Kleidern und spaziert zur Vorderseite hinaus.

Am nächsten Tag ist er zurück in dem Käfig, der ihm alle Freiheit verspricht. Und wenig später kommt auch der Igel.

Und so sitzt er da, hoch über dem Boden, die blanken Knie auf rissigem Holz und ein Geflecht aus Draht vorm Gesicht – sitzt da und schaut auf das Leben, das unter ihm spielt. Und das ist sein schönster Sommer.

Vor seinen Augen das Gras aber wächst, und darin verschwindet der Igel, Tag für Tag ein Stück mehr, bis er ihn eines abends nirgends mehr sieht und er sich umdreht, ins Heu springt und zwischen Stangen und Riegeln aus dem Erdboden kriecht.

Nur Sekunden dauert das, da steht er auch schon am Rande der Wiese, doch dringen plötzlich Hammerschläge an sein Ohr. Ihr Klang ist dünn, doch kommen sie schnell. Und da weiß er, dass sein Vater die Sense zum Heumachen dengelt.

Er schaut auf die Wiese, und die Augen irren umher. Doch alles, was sie erblicken, ist brusthohes Gras, das sich ihm, vom Winde getragen, in endlosen Wellen entgegen wirft. Und da weiß er, dass er den Igel nicht finden wird.

Und so kriecht er zurück in den Boden und bleibt für einen Moment in der kleinen Kuhle unter dem riesigen Scheunentor liegen, bleibt liegen und wirft einen letzten Blick auf die Wiese, die zum Greifen nah vor ihm erwächst.

Als ihn die Stimme der Mutter erlöst, ist es längst schon zu spät. Er isst keinen Happen, weder an diesem Abend noch am Morgen danach, klettert stattdessen stumm zurück in den Käfig und starrt, den Körper flach auf dem Boden und das Gesicht in Stücken durch den Draht nach außen gepresst, hinab, nach da, wo die Sense des Vaters tiefe Bahnen in die Wiese schneidet und das Gras neben sich aufwirft zu verworrenen Linien.

Die Hoffnung aber, die gibt er nicht auf. Auch dann nicht, als der letzte Schwaden genommen und er angewiesen ist, das Gras zu wenden, so lange bis Heu.

Drei Tage dauert das, in gleißendem Licht.

In seinem Rechen nichts als vertrocknendes Gras.

Am dritten Tag aber harkt er's zusammen, legt es auf große Tücher, säubert die Wiese bis auf den letzten noch liegenden Halm.

Und nichts bleibt zurück.

Die Tücher aber trägt er zur Scheune, wickelt sie auf und sticht ohnmächtig rein, wirft das Heu Gabel für Gabel durch das vordere Tor.

Am Ende des Tages ist er zurück in dem Käfig. Ein Blick nach unten, dann dreht er sich um, springt und schläft glücklich ein.

Jahre später, als sie die Esche hinter der Scheune fällen, denn sie brauchen das Holz, sieht er den Igel wieder. Vertrocknet liegt er in einem Elsternest, der struppige Bauch ganz zerbissen.

Seinem Vater sagt er nichts, und seine Mutter kann er nicht mehr rufen. Den Igel aber legt er in den Käfig. Den Käfig, der ihn längst nicht mehr trägt.

Und da liegt er noch immer, indes Theo im Gebüsch hockt und Bilder vor Augen hat, die ihn nicht länger an die Geschichte glauben lassen, die er sich selbst zum Troste erzählt – die Geschichte von den diebischen Elstern.



Und das ist das Ende der Bilder: Der Igel, der durchs Gras läuft. Der Igel, der einen kleinen Pfad in die Wiese trampelt. Die Gondel eines riesigen Ballons, die über ihm niedergeht. Die Gondel, die ihn an seinen Stacheln nach oben zieht. Der Igel, der sich befreit und in ein Elsternest fällt. Der Igel, der nicht weiß, wie ihm geschieht, sofort totgehackt wird.